

# Platzangst

Die «Small House»-Bewegung verspricht grosse Freiheit in kleinen Häusern. Doch sie wird bald an ihre Grenzen stossen – besonders in der Schweiz. **Von Carole Koch**

**E**s gibt einen neuen Internet-Hit, und der heisst «Cabin Porn». Nur keine Aufregung: Auf dieser Website sind bloss harmlose Hütten, Baumhäuser oder Schuppen zu sehen. Sie stehen in weiten, unverstellten Landschaften. Sie erzählen von Zeiten, die längst verloren scheinen. So sieht Frieden aus.

Viele würden für so ein Häuschen am Berg oder im Wald an die Grenzen der Legalität gehen. Wer möchte sich nicht ab und zu verkriechen, alles auf Standby schalten, weit weg von dieser brutalen Nachrichtenwirklichkeit? Das Phänomen geht aber über Weltfluchtgedanken hinaus. Es gibt eine globale Bewegung namens «Tiny House Movement». Kleine Häuser sind angeblich das grosse Ding. In letzter Zeit werden sie auch hierzulande zu einer neuen Wohnbewegung hochgeschrieben - Reduktion auf das Wesentliche, Leben auf minimalem Raum, *downsizing*. Moment mal: Häuschen, ja bitte, in der Phantasie, am Wochenende oder in den Ferien. Aber permanent so leben? Freiwillig? Das muss ein Missverständnis sein.

Das Aufkommen der Minihäuser ist keine romantische Entwicklung. Es ist eine aus der Not entstandene: Als in den USA die Immobilienblase platzte, haben viele Amerikaner ihre Häuser verloren. Ihnen ging es nicht um die Frage, wie viel Raum sie zum Leben haben wollten, sondern darum, wie viel sie sich noch leisten konnten. Oder wie wenig. Oft reichte es nur noch für einen Wohnwagen oder für ein Minihaus von Jay Shafer: Der Designer aus Kalifornien verkauft Kleinsthäuser, weil er nicht einverstanden ist mit dem ewigen Konsumkreislauf von Habenwollen und wieder Loswerdenmüssen. Heute steht sein Name für eine Haltung: einfaches Leben unter schlichten Bedingungen. Weniger ist besser, weil Ressourcen gespart werden. Weniger ist smarter, weil Raum frei wird für gute Gedanken und gewichtigere Tätigkeiten als Putzen. Weniger ist genug.

Auf den Minihausplänen der «Tumbleweed Tiny House Company», die Jay Shafer zu einem berühmten Mann gemacht haben, ist weniger nicht mehr als ein anständiges Zimmer: 11 bis 15 Quadratmeter. Man teile also die Schweizer Durchschnitts-

wohnfläche von 45 Quadratmetern pro Kopf durch drei bis vier und quetsche da von Wohnzimmer über Küche bis zu Bad alles hinein. Das mag für Menschen mit Neigung zur Klaustrophobie reizvoll sein. Vermutlich auch für die neuen Minimalisten, die es gut finden, nicht viel mehr als ein T-Shirt, eine Jeans und einen Löffel zu besitzen. Es ist ja auch befreiend, mit weniger auszukommen. Man muss kein Konsumverweigerer sein, um das zu merken. Den Schrank ausmisten ist im Überfluss der westlichen Welt eine Form der Meditation. Die Japanerin Marie Kondo hat drei Bücher übers Aufräumen geschrieben, die in 28 Sprachen übersetzt und sieben Millionen Mal verkauft wurden. Kondo sagt, dass der Weg zu innerem Frieden auch über ein ordentliches Zuhause führt. Und je weniger Platz zum Anhäufen von Dingen vorhanden ist, desto leichter fällt die Ordnung.

## **Dichtestress**

Aber 15 Quadratmeter? Das klingt ähnlich befreiend wie die Vorstellung, in einem Lift steckenzubleiben. Nicht einmal Henry David Thoreau, die philosophische Referenz aller Kleinhausfetischisten, hat es länger als zwei Jahre in

Nicht einmal Henry David Thoreau hielt es länger als zwei Jahre in seiner Mini-Hütte aus. Dabei lag sie an einem See.

seiner Walden-Hütte ausgehalten. Dabei lag sie an einem See, in der Stille eines Waldes, wo natürliche Weite die häusliche Enge kompensiert. Und davon ist in den USA noch reichlich vorhanden.

Hierzulande hingegen ist das Ideal vom Eigenheim Symbol für die Zersiedelung der Landschaft geworden. Verdichtetes Bauen soll die Ausdehnung der Städte bremsen, die Annahme der Zweitwohnungsinitiative das Zubetonieren der Berge. Für die kollektive Befindlichkeit gibt es das Wort Dichtestress. Eine grosse Herausforderung ist, die wachsende Bevölkerung gescheit auf das Land zu verteilen, damit in ein paar Jahrzehnten nicht auch noch die letzten grünen Flecken zusammenwachsen zu einem flächendeckenden Streuselkuchen.

### Unfreiwilliges Schrumpfen

Zudem ist klein dehnbar: Es wird zwischen «Tiny» und «Small House Movement» unterschieden, wobei «small» in den USA bis zu 93 Quadratmeter gross sein darf. Tiny-houses.de ist noch ein bisschen grosszügiger, die Definitionsgrenze liegt bei 100 Quadratmetern. In diese Kategorie gehört die 35-Quadratmeter-Box der Baubiologin Tanja Schindler im zürcherischen Nänikon. Genau genommen handelt es sich um eine umweltfreundliche Interpretation der «Small House»-Idee. Die Ökohnbox produziert eigenen Strom, ist praktisch kompostierbar und mobil. Sie soll dort stehen, wo grosse Häuser keinen Platz haben oder Brachen temporär ungenutzt sind. Zu haben ist das Kleinraumwunder für 180 000 Franken.

Rund 3000 Interessenten haben sich den Prototyp schon angesehen, in dem Tanja Schindler seit bald vier Jahren lebt. Die Mehrheit zieht sie jedoch nicht aus minimalistischen

oder ökologischen Gründen in Betracht. Es ist vielmehr die Angst vor niedrigen Renten und Armut im Alter, die sie vorsorglich kleiner denken lässt. Andere wiederum möchten sich die Box auch als moderne Version des Stöckli in den Garten stellen, um ihr Haus den Kindern zu überlassen.

Die rund 20 Leute, die mit dem Leben in der Box tatsächlich Ernst machen wollen, scheitern jedoch an den Hürden der Bürokratie. Banken geben für mobile Häuser keine Kredite, Gesetze und Genehmigungspflichten verhindern das Vorhaben. Bis jetzt gibt es in der Schweiz noch keine zweite Ökohnbox. Es gibt auch statistisch kaum Anzeichen, die auf Leben auf minimalen Raum hindeuten. Nicht einmal in den Städten, wo das Zusammenrücken aufgrund wachsender Bevölkerungszahlen und erbarmungsloser Mieten unausweichlich wird. Von Metropolen wie Hongkong oder Tokio kennt man diese Mikroapartments ja schon länger, in denen Tische wie Raumschiffe von der Decke gefahren werden, wenn vier Leute miteinander zu Abend essen möchten. Inzwischen wurde auch in New York die Mindestgrösse für Wohnungen von 40 auf 20,4 Quadratmeter halbiert.

Und in Zürich? Da müssen noch keine Betten aus der Wand geklappt werden. Mehr 1-Zimmer-Wohnungen als früher sind nicht im Bau. Die Durchschnittswohnfläche ist mit 39 Quadratmetern pro Kopf alles andere als bescheiden: 1970 gaben sich die Bewohner der Limmatstadt noch mit 11 Quadratmetern weniger zufrieden. Laut Statistikerin Julie Craviolini leben einerseits zwar schon wieder mehr Leute unter einem Dach. Aber nur, weil die Familien grösser werden und es mehr Leute gibt, die sich die saftigen Mieten teilen und in Wohn-

**13 Quadratmeter, niedrige Wohnkosten: ein «Tiny House» und sein Besitzer in Kalifornien.**  
(3. Juni 2016)

gemeinschaften leben. Andererseits brauchen Menschen mit zunehmendem Alter nicht weniger, sondern mehr Platz, weil Kinder ausziehen, Partner wegsterben und umziehen teurer ist als bleiben. Von einer Trendwende kann also nicht gesprochen werden.

In der Schweiz finden sich dennoch Menschen, die freiwillig kleiner leben. Einer von ihnen ist der Schauspieler Martin Rapold. Er hat einen Zirkuswagen liebevoll ausgebaut, der auf [cabinporn.com](http://cabinporn.com) eine gute Gattung machen würde. Dieses Wagenleben hat aber ebenso wenig mit Minimalismus zu tun wie sein Fuhrpark von Motorrädern und drei Autos. Es ist höchstens ein «angenehmes Erinnern daran, dass auch die einfachsten Dinge nicht selbstverständlich sind». Ein kühles Bier zum Beispiel oder eine warme Stube. Im Sommer duscht Rapold draussen, im Winter feuert er mit Holz. Was sich moderne Menschen höchstens in den Ferien zumuten, nennt er «5-Sterne-Deluxe».

### Rückwege in den Luxus

Es ist ein Wohngefühl, das nach Sommer, Meer und Freiheit riecht. Dazu muss man allerdings sagen, dass der Wagen im Garten einer sorgfältig vergammelten 9-Zimmer-Villa steht, die Freunde des Schauspielers als WG bewohnen. Baden? Kann auch Martin Rapold im Haus. Abendessen mit mehr als zwei Gästen? Im Salon. Und der ist luftig genug, um einen Flügel zu beherbergen.

Das mag nach einer allzu kuschligen Umsetzung der «Small House»-Idee klingen, dennoch ist sie realistischer als das Minihausleben. In Neubauten sparen Cluster-Wohnungen Platz, indem sich die Bewohner Gemeinschaftsräume teilen. Sie gehören zu den Wohnmodellen einer Zukunft, die ums Gesundtschrumpfen nicht herumkommt. Wie viel wir zum Leben brauchen, ist eine Frage, mit der sich alle früher oder später beschäftigen müssen. Nur sind Minihäuser nicht die Antwort.

Die Sehnsucht nach dem Hüttenidyll führt hierzulande auch nicht unbedingt zum Leben auf kleinem Raum. Im Gegenteil: Hat Martin Rapold genug vom «permanent camping», wird er vielleicht in ein Loft ziehen und den Wagen als Ferienhäuschen nutzen.

